(Ludwig Giesebrecht)

Denkwürdigkeiten

aus

dem Leben

Kurds von Schwerin.

Stettin, 1828.
Bei Friedrich Heinrich Morin.

Kurd Christoph von Schwerin wurde am 26. October 1684 zu Löwitz bei Anklam geboren. Er war der jüngste von drei Söhnen Ulrichs von Schwerin, Schloßhauptmannes und Rathes in der damaligen Schwedischpommerschen Regierung in Stettin. In der Nähe des still erzogenen Knaben war tiefer Friede, nichts, das kriegerischen Sinn hätte in ihm wecken können. Aber Ferne und Vergangenheit haben oft größere Gewalt über den Geist, als die nächsten Ereigniſſe. Im Osten und Westen Europas war genug des Krieges. König Ludwig XIV. hatte einen Türkenkrieg angefacht wider den Kaiser, und während Osmanen und Ungern gegen Wien hinauf stürmten, drangen Französische Heere in die Spanischen Niederlande und an die Ufer des Rheins. Sorgend für das Gleichgewicht der Europäischen Mächte erhob sich nun Wilhelm von Oranien, König von England und Statthalter der Republik Holland; Spanien, England, Holland verbündete er mit dem Kaiser und dem Deutschen Reiche gegen Ludwig, zum Kriege wider die Türken schloß sich auch Polen an das Haus Oestreich.

Zehn Jahre und darüber dauerte der Kampf, bis ihn im Westen der Friede von Ryswyk endete, im Osten der von Carlowitz. Gepriesen wurde in diesen Tagen der Sieg des Polenkönigs Johann Sobiesky, der die Türken von den Mauern Wiens zurückschlug; aber auch was später in Ungern, am Rheine und in den Niederlanden geschah, erregte die lebhafteste Theilnahme auch derer, die fern von jenen Schlachtfeldern lebten.

Auf Kurd von Schwerin mußten diese Ereignisse um so tiefern Eindruck machen, da er einen Oheim Detloff und einen ältern Bruder Bernd unter den kämpfenden Heeren hatte, beide im Dienste der Republik Holland. Frühzeitig, noch vor dem dreizehnten Jahre, kam auch Kurd in dieses Land. Sein Vater entließ ihn mit einem Thaler, einer Ohrfeige und der Weisung: Dies leide von Keinem weiter. Es war Schwedische Sitte damaliger Zeit, daß der Vater den heranwachsenden Sohn auf solche Art unter die wehrhaften Männer aufnahm. Bei Kurd verfehlte sie der Wirkung um so weniger, da er den Vater seit diesem Abschiede nicht wieder sah. Noch in spätern Jahren pflegte er gern davon zu erzählen [1]), und sein ganzes Leben hindurch hat sich ein fester, nicht selten unbeugsamer Sinn durch sein Handeln bekundet.

Dettloff von Schwerin nahm sich des Neffen mit väterlicher Sorgfalt an. Er sandte ihn auf die Universität zu Leyden, und nachdem er hier seine Stu-

---

[1]) Auch König Friedrich II. äußerte sich in einer Anrede an die Pommerschen Deputirten, welche bei der Stiftung des landschaftlichen Creditvereines vor ihm erschienen, der verstorbene Feldmarschall von Schwerin habe ihm von jenem Abschied mehrmals erzählt.

dien beendet, führte er ihn nach dem Haag, wo in dieſer Zeit die politiſchen Unterhandlungen von ganz Europa öffentlich und geheim in buntem Gedränge durch einander gingen. Denn ſeitdem Wilhelm von Oranien gleichſam der Vormund Europas geworden, war Holland in die Sorgen Aller hinein gezogen. Hier ſollte Kurd, nach dem Wunſche ſeines Oheims, mehr noch nach dem ſeines Bruders Bernd, ſich zum Staatsmanne bilden; aber ſeine Neigung beſtimmte ihn zum Krieger.

König Karl II. von Spanien ſtarb um dieſe Zeit. Um ſein Erbe ſtritten Frankreich und das Haus Oeſtreich; Holland, England, das Deutſche Reich traten auf die Seite des Kaiſers, der Kurfürſt von Baiern war mit Ludwig XIV. verbunden, und der Spaniſche Erbfolgekrieg begann. Durch ihn wurde auch Kurd von Schwerin zu den Waffen gerufen. Siebenzehn Jahre alt trat er in den Dienſt der Republik. Sein Oheim war Inhaber eines Regimentes, eine Compagnie deſſelben hatte Bernd; in dieſe nahm er den jüngern Bruder auf, aber ungern, und noch immer ſuchte er ihm ſeinen Entſchluß zu verleiden, indem er ihn alle Beſchränkungen dieſer neuen Lage aufs ſchwerſte fühlen ließ: doch Kurd blieb bei ſeiner Wahl.

Nun führte Coehorn, der zu den Meiſtern der neuern Befeſtigungskunſt gezählt wird, das Holländiſche Heer zum Feſtungskriege in den Spaniſchen Niederlanden. Hernach kam Marlborough aus England, und zog mit Engländern und Holländern den Rhein hinauf nach Schwaben, um vereint mit dem kaiſerlichen Heere, welches unter Eugen von Savoyen ſtand, Baiern, Frankreichs Bundesgenoſſen zu bekriegen. Die drei Schwerine waren mit Marl-

borough. Bernd fiel in der Schlacht am Schellenberge; Kurd hatte ein fröhlicheres Loos. Er focht in dieſem Treffen und in der größern Höchſtädter Schlacht, genoß der Freude des Sieges, ſah Baiern erobert, und wurde, ſchon als Zwanzigjähriger, zum Hauptmann und Führer einer Compagnie in dem Regimente ſeines Oheims ernannt.

Allein ehe die Friedensſchlüſſe von Utrecht und Raſtadt dieſen Krieg beendeten, entſagten Detloff und Kurd dem Holländiſchen Kriegsdienſte, jener Alters und Krankheit halber, dieſer dem Oheim zu Liebe, der ſich auf ſeine Güter in Vorpommern zurückzog. Daheim fand Kurd nur noch die Mutter und einen ältern Bruder Bugislav am Leben, der Vater war geſtorben. Auch Detloff ſtarb ſchon nach Jahresfriſt.

Aus dieſen erſten Feldzügen ſcheint bis in ſpätere Jahre auch dem verſuchten Feldherrn noch die Meinung geblieben zu ſein, um den kriegeriſchen Ruhm eines Heeres vollkommen zu machen, bedürfe es eines Sieges über Franzoſen. Vielleicht dachte er dabei an Marlboroughs Sieg bei Höchſtädt.

Hatte nun Kurd unter Marlborough ſeine erſte Bildung zum Krieger empfangen, ſo nahm, ſeit der Rückkehr nach Deutſchland, ſein öffentliches Leben die Richtung, die es fortwährend behalten. Als Jüngling hatte er für Oeſtreich die Waffen geführt, als Mann und Greis iſt all ſein Handeln nur gegen Oeſtreich geweſen.

Das Erzhaus gab ſeit Jahrhunderten dem Deutſchen Reiche ſeine Kaiſer. Kaum war es dieſen zu verargen, daß die Erblande ihnen mehr galten, als die Kaiſerkrone, beſonders ſeitdem der Weſtphäliſche Friede die Macht des Reichsoberhauptes um vieles beſchränkt, die Gerechtſame der Fürſten anſehnlich erwei-

tert hatte. Zu Oestreichs Vortheil benutzten die Kaiser häufig den Einfluß, der ihnen noch auf die Deutschen Fürsten geblieben war, Oestreichs Kriege wurden nicht selten zu Kriegen des Reiches gemacht; aber für die Sicherheit bedrängter Reichsstände geschah von Wien aus selten etwas Ernstliches. Man suchte vielmehr jede Vergrößerung derselben, als der Kaisermacht gefährlich, zu hindern. Eifersucht und Argwohn gegen Oestreich war wiederum fast an allen Deutschen Höfen. Selbst die Rechtspflege des Reiches hielt man nicht mehr für frei; denn das Kammergericht in Wetzlar war in unauflöslicher Verwirrung, der Reichshofrath in Wien stand in dem Verdachte, als beuge er das Recht zu Gunsten der Oestreichischen Politik. Und was den Protestanten am entsetzlichsten war, aufs engste in die Unternehmungen des Wiener Hofes glaubte man den Orden der Jesuiten verflochten, den man ringsum geschäftig sahe, Katholicismus und Hierarchie zu fördern. Das Vertrauen fehlte mithin zwischen dem Reiche und seinem Oberhaupte, und eben daher glich die Wirksamkeit des letztern oft weniger einem gesetzlichen Regiment, als der Staatsintrigue, welcher jeder entgegen arbeitete, so gut er konnte.

Schwerin unter den Gegnern Oestreichs zu finden, ist bei solchen Umständen wohl begreiflich. Als Schwedischer Unterthan hatte er von Jugend auf, den Kaiser beinahe als einen fremden Fürsten betrachten gelernt; zum Widersacher jesuitischen Treibens mußte ihn das strenge Lutherthum machen, zu dem er erzogen war. Denn in wenigen Ländern mag so ernstlich auf Lutherische Rechtgläubigkeit gehalten sein, als damals im Schwedischen Pommern: es war die Zeit, da Johann Friedrich Mayer, als Generalsuperintendent und Professor in Greifswald, die Uni-

verſität, die Conſiſtorien und die Geiſtlichkeit durch ſeinen Eifer zu gleicher Strenge entzündete. Schwerin iſt auch Lebenslang dieſen Dogmen anhänglich geblieben, die er auf ſeine Weiſe geprüft hatte. Die Schriften Paul Sarpi's gegen die Anmaßungen der römiſchen Curie und die Geſchichte des Tridentiner Conciliums wurden gern und oft von ihm geleſen. Begebenheiten, die ihn nahe angingen, befeſtigten und entwickelten dieſe Geſinnung wider Oeſtreich und die Jeſuiten.

Während im Süden Europas um das Spaniſche Erbe geſtritten wurde, brachte ein gleich gewaltiger Krieg den Norden in Bewegung. Wie dort gegen Frankreichs Uebermacht, ſo wurde hier gegen die Größe Schwedens gekämpft, des mächtigſten unter den Oſtſeeſtaaten. Rußland, Polen und Dänemark begannen den Angriff zugleich. Ein Jüngling von ſiebenzehn Jahren, König Karl XII, entfaltete in dieſer Gefahr ſeines Reiches einen Heldencharakter, der um ſo mehr Bewunderung erregte, je weniger man ihn erwartet hatte. Mit den Waffen erzwang er ſich von Dänemark den Frieden, darauf folgte die Eroberung Polens. König Auguſt mußte dieſer Krone entſagen, um nicht auch Kurſachſen, das Land ſeiner Vorfahren, zu verlieren. Voll Zuverſicht ähnlicher Erfolge machte ſich nun der Sieger auf den Weg nach Rußland.

So ſtand der Nordiſche Krieg, als Kurd von Schwerin aus Holland heimkehrte, und bald darauf andre Kriegsdienſte ſuchte. Doch trat er nicht in das Heer ſeines Königs, ſondern begab ſich an den Hof des Herzoges Friedrich Wilhelm von Meklenburg Schwerin, der ihn zum Obriſtlieutnant beſtellte und ein Jahr ſpäter zum Oberſten.

Dieſer Schritt Schwerins iſt auffallend, und wird es noch mehr dadurch, daß er ſich nicht lange nachher mit Ulrike von Kraſſow verheirathete, der Tochter eines der angeſehenſten Generale Karls XII. Wenn indeß die Gründe ſeines Verfahrens im Dunkel liegen, der Erfolg iſt ſichtbarer. Die vorher bemerkte Anſicht von Oeſtreich und dem Kaiſerthume damaliger Zeit wurde während ſeines Aufenthaltes in Meklenburg, durch alles was er ſah und erlebte, mehr und mehr in Kurd von Schwerin gezeitigt.

Der Herzog hatte ſein Contingent an den Rhein geſandt, um die Spaniſche Erbſchaft für den Kaiſer erfechten zu helfen. Unterdeſſen zog ſich der Nordiſche Krieg in das Deutſche Oſtſeeland. Karl XII. hatte bei Pultawa eine Niederlage von den Ruſſen erlitten, und war mit wenigen Begleitern ins Türkiſche Gebiet nach Bender entflohen. Da erneute König Auguſt den Bund mit Dänemark, beide wandten ſich gegen die Schwediſchen Provinzen in Deutſchland; Meklenburg aber, inmitten dieſer gelegen, wurde die Wahlſtatt der Kämpfenden. Sonder Zweifel lag jetzt dem Kaiſer ob, den ewigen Landfrieden im Reiche zu erhalten. Aber umſonſt bat der Herzog um Schutz; der Kaiſer ſchien über der Spaniſchen Krone, die er gewinnen wollte, des Kaiſeramtes vergeſſen zu haben, das ſchon ſein war.

Schwerin beſaß, wie gemeldet wird, in dieſen Tagen der Bedrängniß, das Vertrauen ſeines Fürſten, ihn ſchickte der Herzog als Geſandten nach Bender. Dadurch kam der angehende Feldherr in die Nähe des heldenmüthigen Schwedenkönigs und hielt ſich ein Jahr lang bei ihm auf. Für die Bildung Schwerins, der jetzt acht und zwanzig Jahre alt war, ſcheint dieſe Zeit von nicht geringer Bedeutung geweſen zu ſein.

Pflegte er doch selbst zu rühmen, im Umgange mit dem Könige von Schweden habe er mehr gelernt, als in allen seinen Feldzügen. Auch scheinen manche seiner Handlungen Zeugniß zu geben, daß der Charakter des bewunderten Helden nicht ohne Einfluß auf den seinigen geblieben.

Was er für Meklenburg und dessen Fürsten durch seine Sendung erreichte, ist nicht bekannt geworden: Friede war es nicht. Noch während seiner Anwesenheit in Bender gesellten sich auch Russen zu den Dänen und Sachsen, und als die Schweden von Stralsund her gegen sie vordrangen, wurde bei Gadebusch im Meklenburgischen in heftiger Schlacht gestritten. Dann wandten sich die Heere nach Holstein, und für Meklenburg kam eine kurze Ruhe.

Bald nach Schwerins Rückkehr, während der Nordische Krieg Holstein verheerte, starb Herzog Friedrich Wilhelm. Karl Leopold übernahm die Regierung, der einst im Schwedischen Lager die Feldzüge in Polen mitgemacht hatte, dessen bewunderter Held und dessen Vorbild Karl XII. war. Kühnen Sinnes beschloß er, da der Kaiser keine Hülfe gewähre, durch ein allgemeines Aufgebot der wehrhaften Mannschaft, durch erhöhte Steuern, die er von den Ständen forderte, durch Befestigung der Stadt Rostock sich zur Vertheidigung fertig zu machen und weiter nicht zu dulden, daß die Neutralität seines Landes verletzt werde. Kurd von Schwerin, mit dem er wenigstens in der hohen Verehrung des Schwedenkönigs überein stimmte, wurde zum Kommandanten von Rostock ernannt; die Stadt wurde, nicht ohne Widerspruch der Bürger, durch herzogliche Truppen besetzt.

Die Ausführung aller übrigen Entwürfe hinderte die Oppoſition des Adels; man wollte ſich in kein gewagtes Unternehmen einlaſſen. Ohne die Stände zu befragen, ſchrieb der Herzog die Steuern aus, deren er bedurfte. Der Adel ſuchte ſein Recht beim Reichshofrath in Wien, und fand hier die Unterſtützung, welche er wünſchte. Ein Inhibitorium über das andre wurde an den Herzog erlaſſen. Mitlerweile rückten Dänen, Sachſen und Ruſſen abermals in Meklenburg ein, die Neutralität des Landes wurde jetzt ſo wenig beachtet, als vorher. Um ſo größer wurde Leopolds Unmuth wider den Adel ſeines Herzogthumes und zugleich wider den Kaiſer, der nicht nur nicht half, ſondern ihn auch hinderte, ſich ſelbſt zu helfen: er hielt ſich überzeugt, man gehe in Wien darauf aus, ſeine fürſtlichen Rechte zu ſchmälern. Um ſich einen Anhalt zu verſchaffen, vermählte er ſich mit einer Nichte des Ruſſiſchen Zars Peters des Großen, deſſen Kriegsvolk in ſeinem Lande ſtand. Fremde Soldaten wurden nun beauftragt, den Meklenburgiſchen Adel zum Gehorſam zu zwingen, und vollführten dies Geheiß nach Ruſſiſcher Weiſe. Viele der Bedrängten flohen über die Grenze ins Hannöverſche Gebiet, unter ihnen auch die Mitglieder des engern Ausſchuſſes, dem, nach Meklenburgiſcher Verfaſſung, obliegt, von einem Landtage zum andern der ſtändiſchen Rechte wahr zu nehmen. Von dieſem wurden neue, dringendere Klagen an den Reichshofrath gebracht. Man beſchloß endlich in Wien, den Adel mit Gewalt zu reſtituiren. Aber erſt als die Ruſſiſchen Truppen Deutſchland verlaſſen hatten, weil von Schwediſchem Gebiete nichts mehr zu erobern war, erhielten Hannover und Braunſchweig den Auftrag, bewaffnete Mannſchaft nach Meklenburg zu ſenden; erſt als die Nachricht kam, Karl XII. ſei todt,

und als Karl Leopold weder von Rußland noch von Schweden Beiſtand zu erwarten hatte, wurde zur Vollſtreckung geſchritten.

Unterdeſſen hatte der Herzog durch Werbungen und durch zwei Ruſſiſche Regimenter, die er in Sold genommen, ſeine Kriegsmacht bis auf 12000 Mann gebracht; Schwerin, zum Generalmajor erhoben, hatte die Führung dieſes kleinen Heeres.

Gegen Ende des Februars 1719 ging der Hannöverſche General Bülow mit 13000 Mann über die Elbe; Schwerin ſtand mit ſeiner Schaar bei Wittenburg, der Schalfluß, der aus einem See ſüdwärts zur Elbe fließt, zwiſchen ihm und dem Feinde: ob angegriffen werden ſollte, mußte der Herzog entſcheiden. Karl Leopold ſchwankte, zuletzt gab er den Befehl zum Rückzuge nach Roſtock, und verließ ſein Land, um in Berlin die Hülfe oder Vermittlung des Königs von Preußen zu ſuchen.

Schwerin that, wie ihm befohlen war, aber ringsum ſahe er die Hannoveraner und Braunſchweiger in voller Bewegung, ihm den Weg zu verlegen. Auf der Landſtraße von Wittenburg nach Schwerin, bei dem Dorfe Walsmühlen, führte eine hölzerne Brücke und ein Damm über einen kleinen Fluß und zwiſchen Wieſen hindurch. Ein Kommando Meklenburger hielt dieſen Paß beſetzt. Bülow eilte aber, durch ein Regiment Infanterie ſich ſeiner zu bemeiſtern, um den Gegner völlig einzuſchließen. Der Meklenburger Vortrab fand alſo, da er gegen Mitternacht in Walsmühlen ankam, die Brücke abgebrochen, die Hannoveraner ſchlagfertig daneben. Schwerin ſandte auf dieſe Nachricht ſogleich einen Parlementair, und verlangte friedlichen Durchzug; er ritt ſelbſt hinan, da ihm eine verweigernde Antwort geworden war, und

wiederholte persönlich sein Begehren, zur Sicherheit erbot er sich, Geißeln zu stellen. Mit Ungestüm versagte man es auch ihm; die Hannoveraner gaben Feuer, Schwerin wurde verwundet und fünf seiner Begleiter neben ihm erschossen. Nun ließ er angreifen. Eine Stunde dauerte dies nächtliche Gefecht, die Meklenburger nahmen den Paß, und über die schnell hergestellte Brücke hin und auf Nebenpfaden zogen sie ungehindert ihres Weges. Bei Anbruch des Morgens war der Durchzug vollendet, die Brücke wieder abgeworfen, und schon meldeten auch die Patrouillen, der Feind sei im Anzuge. Es war Bülow selbst, der sich mit acht Schwadronen auf Schwerins Reiterei warf, die sich indeß auf der Ebene geordnet hatte. Auch dies Gefecht fiel aus, wie das während der Nacht. Bülow ging nach Wittenburg zurück, die Meklenburger blieben zwei Stunden auf der Wahlstatt stehen, und zogen dann, verfolgt, aber nicht weiter angegriffen nach Rostock.

Das Gefecht von Walsmühlen, an sich unwichtig, wurde von dem Adel als Widersetzlichkeit gegen des Kaisers Befehle, als Ungehorsam selbst gegen den Herzog angesehen, Schwerin mit Vorwürfen überhäuft. Zur schwersten Verantwortung werde ihm sein Betragen gereichen, drohte ihm Bülow in einem Briefe, darin er sich seines Sieges über Schwerin rühmte. Mit guter Laune antwortete dieser, er halte sich außer aller Verantwortung; übrigens wenn er es mit Feinden sollte zu thun haben, wollte er gern zufrieden sein, wie bei Walsmühlen über den Haufen geworfen zu werden, wolle auch keine solche Victorie, wie da über ihn davon getragen, seinen Feinden jemals mißgönnen. Dem Herzoge schrieb er, das Gefecht zu vermeiden, habe nicht bei ihm gestanden, da er aber einmal hin-

ein gegangen, glaube er ſich betragen zu haben, wie einem treuen Offizier obliege, der ſeines Herren Ehre ſuche.

Karl Leopold fand aber in Berlin den Beiſtand nicht, den er gehofft hatte. Der König rieth ihm, ſich dem Kaiſer zu fügen, und auf ſeines Fürſten Geheiß mußte Schwerin auch Roſtock räumen und ſich an die Pommerſche Grenze zurückziehen. Einige Wachen kantonnirte er an den Ufern des Malchiner und Kummerower Sees, während der Herzog unterhandelte, um wenigſtens einen Theil ſeiner Truppen behalten zu dürfen. Seine Bemühungen waren vergeblich, er mußte alle entlaſſen.

Schwerin bat darauf um ſeinen Abſchied, und erhielt ihn. Hannöverſche und Braunſchweigiſche Truppen beſetzten Meklenburg; in Roſtock wurde im Namen des Kaiſers eine Commiſſion angeordnet, um unter Leitung des Generals von Bülow die Streitpunkte zwiſchen dem Herzoge und den Ständen zu unterſuchen und zu ſchlichten. Von ihr wurde auch Schwerin vorgefordert, um Rechenſchaft wegen ſeines Verfahrens abzulegen. Er ſtellte ſich nicht, und die Commiſſion ſchwieg.

Ungefähr ein Jahr blieb Schwerin ohne öffentliches Amt. Man unterhandelte damals zwiſchen Preußen, das ſich auch zuletzt den Feinden Karls XII. beigeſellt hatte, und Schweden über den Stockholmer Frieden. Sobald dieſer abgeſchloſſen war, nahm Kurd als Generalmajor Preußiſche Kriegsdienſte. Seine Güter lagen ja auch in dem Theile von Vorpommern, den die Krone Schweden damals an Preußen abtrat.

Die Stimmung gegen Kaiſerthum und Jeſuitenthum war in Berlin, wie am Hofe Karl Leopolds. Dem Könige Friedrich Wilhelm I. blieb nicht ver-

borgen, daß Polen und Oeſtreich, die man als Säulen des Katholicismus betrachtete, die Vergrößerung ſehr ungern ſahen, welche er durch den Frieden mit Schweden erlangt hatte, und die daraus entſtandene Kälte der Höfe gegen einander ſchien in offenbare Fehde übergehen zu wollen.

Man erwartete ſchon den Krieg, als um dieſe Zeit Friedrich Wilhelm die Sache der Proteſtanten in der Pfalz mit großem Ernſte aufnahm, denen die Katholiſchen eine ihrer Kirchen entzogen hatten. Aller Vorſtellungen des Kaiſers ungeachtet übte er an den Katholiken in ſeinem Lande das Vergeltungsrecht, und ſchloß ihnen ihre Kirchen. Dennoch wurden dieſe Mißhelligkeiten beigelegt. Aber in Polen brachen die Jeſuiten um ſo heftiger gegen die Proteſtanten hervor, welche man dort Diſſidenten zu nennen pflegt.

In Thorn waren dieſe die herrſchende Parthei; wichtige Freiheiten waren ihnen im Frieden von Oliva durch mehrere Europäiſche Mächte garantirt, den Jeſuiten und ihren Freunden zum Verdruß: doch hatte auch dieſer Orden ein Collegium in der Stadt. Einige Schüler der Anſtalt wollten bei einer Prozeſſion die anweſenden Diſſidenten zum Niederknieen zwingen, und veranlaßten dadurch einen Volksauflauf; dabei wurde das Collegium vom Pöbel erſtürmt und in Brand geſteckt. Die Jeſuiten brachten ihre Klagen vor den Reichstag in Warſchau, welcher ein Gericht niederſetzte, die Sache zu unterſuchen. Ohne die Vertheidigung der Angeklagten zu hören, ſprach dieſes den Bürgermeiſter von Thorn und mehrere Bürger des Todes ſchuldig, und die Stadt eines großen Theiles ihrer Freiheiten verluſtig. Die Schulen der Diſſidenten ſollten in die Vorſtädte und auf die Dörfer

verlegt, die Hauptkirche den Katholiſchen übergeben, der Rath der Stadt, bisher ganz Lutheriſch, ſollte zur Hälfte mit Katholiken beſetzt werden. Der Reichstag genehmigte dies Urtheil, und unumwunden wurde erklärt, man gedenke die Römiſchkatholiſche Religion fortan in Thorn immer mehr auszubreiten.

Bugislav von Schwerin, Kurds Bruder, war Preußiſcher Geſandter am Polniſchen Hofe: durch ihn wurde Friedrich Wilhelm von dem Schickſal der Thorner benachrichtigt. Der König beſchloß, auch hier den Jeſuiten entgegen zu treten. Durch dringende Sendſchreiben forderte er die Theilnehmer und Bürgen des Oliviſchen Friedens, England, Schweden und Dänemark zu ernſtlicher Verwendung für die bedrängte Stadt auf, und ohne die Antwort abzuwarten, wurde Kurd von Schwerin als außerordentlicher Geſandter nach Warſchau geſchickt, um mit ſeinem Bruder vereint, der Vollſtreckung des Urtheils entgegen zu wirken. Er übergab ein Schreiben ſeines Königs, welches dringend Aufſchub und abermalige Unterſuchung durch Commiſſarien von beiden Religionspartheien anempfahl. Aber dies und was ſonſt beide Brüder verſuchten, den König und die Magnaten umzuſtimmen, war völlig fruchtlos. Man verwies ſie an den nächſten Reichstag, und ehe dieſer zuſammen kam, war das Urtheil ſchon vollſtreckt. Voll Unmuth ging Kurd nach Berlin zurück; Bugislav von Schwerin und der Engliſche Geſandte ſetzten die Unterhandlungen im Namen ihrer Könige fort, und wollten, da die Hinrichtungen einmal geſchehen waren, doch die Privilegien der Stadt erhalten. Aber der Reichstag antwortete durch Gegenbeſchwerden und Drohungen; ſchon ſammelten ſich Polniſche Kriegshaufen an den Grenzen.

Um

Um eben die Zeit hatten Spanien und Oestreich sich eng mit einander verbündet. Die Vermählung der Prinzessinn Maria Theresia, Kaiser Karls VI. einziger Tochter, mit dem Infanten Karl sollte, hieß es, dies Bündniß befestigen. So schien, während Polen und die Jesuiten den Frieden von Oliva verletzten, auch der Westphälische Friede gefährdet durch die mögliche Erneuerung der Monarchie Karls V, die, wie man glaubte, aus dem Bündnisse zwischen Oestreich und Spanien hervorgehen konnte. Ernste Maßregeln wurden nöthig gehalten, um jene beiden Verträge zu schern, die man als die Grundvesten des Europäischen Staatsgebäudes ansahe. Frankreich, England und Preußen schlossen zu dem Ende das Bündniß von Herrnhausen, und unvermeidlich schien ein großer Europäischer Krieg, um die Sache des Protestantismus, der Deutschen Freiheit und des politischen Gleichgewichts gegen Spanien, Oestreich und Polen zu schirmen.

Aber nun kam der Graf von Seckendorf, zugleich in kaiserlichen und Polnischen Diensten, als Gesandter nach Berlin. Seinen Vorstellungen, noch mehr seinen Intriguen, die selbst die königliche Familie entzweiten und den Vater gegen den Sohn erbitterten, gelang es, den König vom Herrnhauser Bunde abzuziehen und ihn dem Kaiser und dem Könige von Polen so zu befreunden, daß Friedrich Wilhelm, während seiner ganzen übrigen Regierung, sein Interesse nicht mehr entschlossen von dem des Hauses Oestreich trennte.

Der Wirksamkeit Schwerins, als Krieger und als Staatsmann, war durch Seckendorf das Ziel gänzlich verrückt, welches sie bisher gehabt hatte; von seinem öffentlichen Leben wird auch in dieser Zeit wenig

erwähnt. Ob eigene Wahl oder fremder Einfluß ihn von Staatshändeln entfernt gehalten, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen. Nur einmal noch wurde ihm, während der Regierung Friedrich Wilhelms ein Geschäft übertragen, das wenigstens zur Hälfte gegen den Kaiser gerichtet war, um eben die Zeit, da der König selbst im Laufe des Polnischen Successionskrieges mit seinem Heere an den Rhein zog, um für Oestreich wider Frankreich zu fechten.

Die Meklenburgischen Angelegenheiten waren seit der Auflösung des herzoglichen Heeres nur verwickelter geworden. Die Commission, auf deren Vorladung Schwerin nicht geachtet hatte, wurde für Karl Leopold höchst drückend. Sie untersuchte die Forderungen des Adels, fand sie gültig, und legte demnächst Beschlag auf alle Einkünfte des Herzoges, um jenen Genüge zu leisten und den Unterhalt der Truppen zu bestreiten, welche Bülow ins Land geführt hatte. Karl Leopold auf seine Festung Dömitz beschränkt, protestirte wider dies Verfahren, und als man dessen in Wien nicht achtete, ging er nach Danzig, wo er, durch Russisches Geld unterstützt, wieder ein kleines Heer warb. Sobald dies bekannt wurde, sprach ihm ein Dekret des Reichshofrathes völlig die Regierung seines Landes ab, und ernannte seinen Bruder Christian Ludwig zum Administrator. Die Brüder hatten schon vorher in Uneinigkeit gelebt; um so erbitterter war jetzt Karl Leopold. Er kam wieder nach Meklenburg, und forderte seine Unterthanen auf, das Unrecht nicht zu dulden, das ihm widerfahre. Ueberall erhoben sich die Bauern für ihn; allein es fehlte dem Landsturm an Waffen, Mannszucht und planmäßiger Leitung. Schon in den ersten Tagen unterdrückten ihn die Commissionstruppen. Noch behauptete

Karl Leopold die beiden Plätze Dömitz und Schwerin, aber die Hannoveraner schickten sich an, sie zu belagern. Um sich wenigstens diese zu erhalten, suchte der Herzog die Vermittelung des Preußischen Hofes, und obwohl Seckendorf, dem Befehle des Kaisers gemäß, auf alle Weise den König von der Einmischung in diese Händel abzulenken suchte, so wiederstand derselbe doch dasmal allen seinen Anmuthungen. Er verwendete sich nicht nur für den Herzog, der Unterwerfung gelobte, sondern trat auch zugleich als gewaffneter Schiedsrichter in Meklenburg ein.

Schwerin, aus früherer Zeit der Verhältnisse kundig, wurde beauftragt, mit zwei Regimentern Reuterei und einem Regimente Fußvolk in das Land einzurücken. Zugleich erhielt er unbedingte Vollmacht zu jeder Maßregel, welche er gemeinschaftlich mit den Hannöverschen und Braunschweigischen Commissarien zur Ruhe und Sicherheit des Meklenburger Landes nöthig achten würde. Das Ziel, welches Sollte erreicht werden, war, dem Herzoge Karl Leopold die Städte Schwerin und Dömitz, seinem Bruder die Administration zu erhalten, die Commission und die Commissionstruppen zu entfernen, deren Unterhalt das Land drückte und die dem Hause Hannover mehr Einfluß in die Norddeutschen Angelegenheiten zu geben schienen, als die Politik Preußens ihnen einräumen konnte.

Schwerin fand überall Mißtrauen. Die Commission, mit der er gemeinschaftlich zu Werke gehen sollte, weigerte sich, mit ihm zu berathen; der Meklenburgische Adel scheute den Mann, der früher Karl Leopolds Vertrauter gewesen war, gegen den man in öffentlichen Schriften sich beleidigende Aeußerungen erlaubt hatte; Christian Ludewig wurde beunruhigt durch geheime Unterhandlungen, welche Kurd

mit Karl Leopold hatte, und durch die Erklärung, man werde Preußiſcher Seits auf jede Weiſe die Belagerung von Dömitz und Schwerin verhindern.

Die Preußen beſetzten indeß mehrere Städte von der Elde bis zur Müritz. In Parchim lagen zwei Compagnien Hannoveraner, die auf Schwerins Begehren den Durchzug verſtatteten, dann auf ſeine Erklärung, er werde nicht wieder aus der Stadt weichen, ſich ganz zurück zogen. Hier nahm der General ſein Hauptquartier, und ging dann auf den Landtag, der ſich in Roſtock verſammelt hatte. Doch ohne Erfolg. Die Ritterſchaft wich ſeinen Anträgen wegen des Unterhaltes ſeiner Truppen und wegen Abſtellung der Commiſſion durch den Beſcheid aus, Herzog Chriſtian Ludwig und die Stände hätten noch keine Verhaltungsbefehle aus Wien erhalten.

Schwerin ging nach Parchim zurück, und ſorgte nun ſelbſt für ſeine Soldaten; dem Landtage meldete er, wie er ſeine Anſtalten getroffen. Fände man ſie nicht durchaus zweckmäßig, ſo ſei es die Schuld der Ritterſchaft, die ihm ihre Mitwirkung verſagt.

Dies entſchiedene Benehmen wirkte was es ſollte. Die Vorſchläge des Königs von Preußen fanden nun auch in Wien Gehör. Auf kaiſerlichen Befehl löſ'te die Commiſſion ſich auf, Hannoveraner und Braunſchweiger verließen Meklenburg, Chriſtian Ludwig blieb Adminiſtrator und behauptete ſich als ſolchen gegen ſeinen Bruder durch Schwarzburgiſche und Holſteiniſche Truppen, die er in Sold nahm. Als dies erreicht war, zogen auch die Preußen und ihr Führer wieder aus dem Lande. Erſt nach ihrem Abzuge bemächtigte ſich Chriſtian Ludwig der Feſtung Schwerin; Karl Leopold blieb fortan, ſo lange er lebte, auf Dömitz beſchränkt.

Halb ausgeführte Unternehmungen, entſchloſſenen Charakteren die höchſte Qual, bezeichnen bis hieher das öffentliche Leben Kurds von Schwerin. Die Schuld davon lag nicht bei ihm, der Grund war die unſichere Politik der Fürſten, denen er diente. Vollendeter war ſein Wirken als Privatmann; hier konnte er Entwürfe machen, die ſeinen Kräften gemäß waren, konnte ſie ausführen, ohne durch die tauſendfachen Rückſichten beſchränkt zu ſein, die er im Dienſte der Herrſcher zu beachten hatte.

Die Familie Schwerin iſt in Pommern ſehr alt. Sie beſaß ſeit langer Zeit anſehnliche Lehngüter in der Gegend von Anklam, unter ihnen Spantikow, das Stammhaus des Geſchlechtes. Aber gegen Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts waren dieſe Beſitzungen in Verfall gerathen. Die Erben hatten immer getheilt und auf die unzweckmäßigſte Art, indem man jedes Gut zerſtückte, ſelbſt wenn mehrere zu vertheilen waren. Daher gab es in einem Dorfe nicht ſelten fünf oder ſechs Herren, den Reicheren lagen ihre Hufen in vielen Dörfern zerſtreut, manche der Aermeren, die zuweilen kaum einen Bauerhof beſaßen, ſahen den wohlhabenden Lehnsvetter nicht ohne Verdruß neben ſich, und Zwiſtigkeiten konnten nicht ausbleiben. Einige Güter waren auch verpfändet, ſelbſt das Stammgut Spantikow war auf dieſe Weiſe an die Schwediſche Familie Stenbock gekommen.

Auch das väterliche Erbe Kurds von Schwerin war nicht groß. Der Vater hatte nur Antheile an Strettenſe und Kummerow und das Gut Löwitz beſeſſen und dies fiel zwei Söhnen anheim. Aber Dettloff von Schwerin, deſſen zu Anfang gedacht worden iſt, legte den erſten Grund zur Verbeſſerung der Schwerinſchen Güter, indem er ſich des Vermö-

gens, welches er im Holländiſchen Dienſte erworben bediente um einzelne Hufen und größere Beſitzungen, die zu den Lehen der Familie gehörten, anzukaufen und einzulöſen, wie ſich die Gelegenheit darbot. So brachte er ſeinen Neffen Kurd und Bogislav ein nicht unbedeutendes Erbe zuſammen, denn nur für ſie ſparte der Unverheirathete. Auch nachdem die Brüder getheilt hatten, gehörten ſie zu den vermögenderen Landbeſitzern in Pommern.

Kurds Beſtreben ging nun dahin, auf allen ſeinen Gütern alleiniger Grundherr zu werden. Es gelang ihm damit ſo weit, daß er zuletzt Kummerow, Wuſſeken, Löwitz, Wittſtock, Neuendorf, Ducherow, Strettenſe und Panſchow ohne Theilung und Gemeinſchaft inne hatte; außerdem gehörten ihm Antheile in Drewelow, Muggenburg und Thurow. Doch galt es nicht allein den Beſitz; höher noch hielt Kurd von Schwerin Beſſern und Fördern an dem Erworbenen.

Schon bevor der Nordiſche Krieg ſich nach Pommern zog, waren manche Bauten und Anlagen beſchloſſen; aber neun Jahre der Noth — man hört ſie noch wohl jetzt von alten Leuten aus den Erzählungen ihrer Väter und Großväter, unter dem Namen der Moskowiterzeit ſchauerlich und ſagenhaft ſchildern — hemmten die Ausführung aller Entwürfe der Art. Endlich bot der Stockholmer Friede günſtigere Ausſichten.

Spantikow war im Kriege von dem Könige von Preußen eingezogen, da die Stenbocke im Schwediſchen Heere die Waffen gegen ihn führten; nach dem Frieden trat auch hier gütliche Ausgleichung ein. Die Inhaber waren erbötig, gegen Erſtattung der Pfandgelder, das Gut zurück zu geben; Kurd von Schwe-

rin nahm für seine Familie das Einlösungsrecht in Anspruch, und kein gesetzliches Hinderniß schien diesem Begehren im Wege zu stehen. Aber alles wurde vereitelt durch folgende Verwickelungen.

Kurd stand in Berlin in einem verliebten Verhältnisse zu einer Frau von Kniphausen, die Wittwe war, und deren Sittlichkeit in schlechtem Rufe stand. Der Justizminister Cocceji machte den König darauf aufmerksam, nachdem Frau von Kniphausen durch eine Entbindung schon großes Aergerniß am Hofe gegeben hatte, und Friedrich Wilhelm, der eifrig auf Zucht und Ehrbarkeit hielt, verurtheilte die Frau zu einer Geldstrafe. Zwischen Cocceji und Schwerin entspann sich seitdem eine heftige Feindschaft. Letzterer soll sich begnügt haben seines Gegners zu spotten; von Cocceji wird erzählt, er habe seiner oft bewährten Rechtlichkeit diesmal vergessen und sich dadurch Genugthuung gesucht, daß er den Rechten zuwider der Familie Schwerin das Lehn Spantikow abgesprochen.

So berichtet ein Zeitgenosse [1]) nach dem, was er in der Nähe des Königes und aus dessen eigenem Munde über diesen Vorfall vernahm. In unsern Tagen hat eine Königliche Cabinetsordre vom 14 October 1820 die Hindernisse gehoben, welche der Familie Schwerin die gesetzliche Wahrnehmung ihrer Gerechtsame hemmten.

---

[1]) Vergl. Ueber Friedrich Wilhelm I. Ein nachgelassenes Werk vom Hofrath und Professor Morgenstern, Mitglied des Tabacks-Kollegii Friedrich Wilhelms I. 1793. S. 73.

Kurd von Schwerin, in dieser Hoffnung getäuscht, begann dagegen den Bau eines stattlichen Schlosses in Kummerow, in der Mitte seiner Besitzungen. Gleich nach dem Frieden wurde der Grundstein gelegt, und beinahe zwanzig Jahre ließ er an dem Hause und an den Gartenanlagen arbeiten, die daran stoßen. Auch auf den übrigen Gütern wurden neue Vorwerke angelegt, die Bauern unterstützt und aufgemuntert, der Ackerbau mit Fleiß und Umsicht betrieben, jede nützliche Thätigkeit befördert. Denn der Aufenthalt in fremden Ländern war dem umsichtigen Mann nicht nutzlos gewesen; überall hatte er beobachtet, und besonders was er in landwirthschaftlichen Dingen hie und da Zweckmäßiges gefunden hatte, suchte er auf seinen Gütern in Anwendung zu bringen. So führte er in Kummerow, Strettense und Ducherow, statt der bisher üblichen Dreifelderwirthschaft, die Holsteinische Koppelwirthschaft ein, und vermehrte dadurch den Ertrag dieser Besitzungen um ein Ansehnliches.

Unternehmungen solcher Art liebte Friedrich Wilhelm. Er kam selbst mehrere Male nach Kummerow, um die dortigen Anlagen zu sehen, er unterhielt sich schriftlich darüber mit dem Begründer derselben; durch den König erhielt auch der Ort den Namen Schwerinsburg und das Vorrecht, Handwerker zu haben, die sonst nur in den Städten sich niederlassen durften. So stand Schwerin bei dem Könige, der an militärischer und haushälterischer Tüchtigkeit besondere Freude hatte, in nicht gemeiner Gunst, wie auch die Briefe dieses ergeben. Unter seiner Regierung stieg Kurd bis zum General der Infanterie.

Als Friedrich Wilhelm starb, war Schwerin sechs und funfzig Jahre alt. Mit der Thronbesteigung Friedrichs II. erreichte er den Culmi-

nationspunkt seines öffentlichen Lebens, wenn man, wie billig bei einem Staatsmanne und Feldherrn, das Vertrauen seines Fürsten und daher freiere Wirksamkeit für würdige, der eignen Art und Neigung entsprechende Zwecke als Maaß der Lebenshöhe betrachtet.

Friedrich war entschlossen, als König den Machiavellismus mannhaft zurück zu weisen, gegen den sein Büchlein Antimacchiavel schon früher sich tadelnd ausgesprochen, den Oestreich seit dem dreißigjährigen Kriege mehr als einmal durch bestochene Minister und ränkekundige Gesandte gegen den Berliner Hof geübt, von dem Friedrich selbst als Kronprinz bittere Erfahrungen gemacht hatte. Es war vorher zu sehen, daß bei solchem Vorhaben nur die Waffen den Ausschlag geben konnten. Schwerins militärisches Talent war dem jungen Könige bekannt; er hielt ihn für den einzigen Mann in seinem Heere, der Geist und Erfahrung zugleich besitze. Von ihm wollte er die Ausübung der Kriegskunst lernen, deren Theorie er eifrig studirt hatte, während ihm, beim Leben seines Vaters, in Rheinsberg eine erwünschte Zurückgezogenheit vergönnt war. Einen solchen Mann an sich zu fesseln, lag dem Könige am Herzen. Auf der Reise nach Königsberg, die er der Huldigung wegen wenig Monate nach seiner Thronbesteigung unternahm, ging er durch Frankfurt an der Oder, wo Schwerin mit seinem Regimente in Garnison stand. Hier ernannte ihn der König zum Feldmarschall, und erhob ihn und seinen Bruder in den Grafenstand wegen der wichtigen Dienste die sie dem Königlichen Hause geleistet, und die sie ferner noch bewähren würden. Schwerin stand nun nächst dem Könige, an der Spitze des Preußischen Heeres.

Durch die Ernennung des neuen Feldmarschalls fühlte sich Niemand mehr gekränkt, als der Fürst Leopold von Anhalt Dessau, der unter dem Namen des alten Dessauers bei unserm Volke noch in gutem Andenken ist. Dieser Mann hatte während der vorigen Regierung sehr viel vermogt. Er konnte sich als den Stifter der Preußischen Infanterie ansehen; denn durch seine Sorgfalt und Strenge hatte er sie zu einer, vor ihm nicht gekannten, musterhaften Ordnung und Gewandheit in allen kriegerischen Uebungen gewöhnt, im Spanischen Erbfolgekriege und im Nordischen Kriege hatte er dies Heer zu rühmlichen Thaten angeführt, alle Beförderungen der Offiziere waren bisher fast von ihm allein ausgegangen, und eben daher hatte er in jedem Regimente seine Anhänger, die nur ihm ergeben waren. Dennoch zeigte sich Friedrich dem Fürsten nicht gewogen, dessen handwerksmäßige Ansicht ihm mißfiel. Widerwärtig war ihm auch die Roheit und Härte in Leopolds Charakter, auf welche dieser, als auf etwas Soldatisches großen Werth legte, seine Anhänglichkeit an Oestreich und die kleinliche Politik, welche ihn besorgen ließ, Preußen könne wohl zu mächtig und dann auch ihm, dem benachbarten Reichsfürsten, gefährlich werden, wodurch natürlich sein Eifer für den Dienst Friedrichs erkaltete.

Das war von jetzt an der beständige Gegner Schwerins, denn die Feindschaft des Dessauers war unversöhnlich; jede Gelegenheit wurde von ihm und seinen Anhängern ergriffen, um den König mit dem Manne zu entzweien, dem er sein Vertrauen zugewandt hatte. Indessen so lange Schwerin selbst keine Blöße gab, waren die Bemühungen des Fürsten fruchtlos. Die Eigenheiten des Dessauers stachen

so sehr ab gegen das Talent, den gefälligeren Charakter, das einnehmende Aeußere, die gebildete Umgänglichkeit seines Nebenbuhlers, daß die Verdienste des alten Kriegsmannes bei dem jungen und geistreichen Könige wohl in den Hintergrund treten mußten.

Friedrich hatte unbestreitbares Recht auf einige Schlesische Fürstenthümer; sein Widerwille gegen Oestreich, seine Politik, sein Schwert dehnte es auf ganz Schlesien aus, als Kaiser Karl VI. ohne männliche Erben gestorben war, und dessen einzige Tochter Maria Theresia die Erbschaft aller Oestreichischen Lande antreten wollte, wie Karls pragmatische Sanction es verordnete. Mit den meisten Europäischen Mächten hatte auch Preußen dies Gesetz garantirt, aber unter Bedingungen, welche von Oestreich nicht erfüllt waren. Deshalb hielt auch Friedrich sich nicht gebunden. Gleich beim Tode des Kaisers berieth er sich mit seinen Vertrauten, dem Minister von Podewils und dem Feldmarschall von Schwerin über den Krieg gegen Oestreich und die Erwerbung Schlesiens. Beide fanden Bedenklichkeiten bei dem Vorhaben des Königes; dieser suchte sie zu heben, und der Krieg wurde beschlossen, dem Dessauer zum Aergerniß, der tausendfaches Unheil vorher sagte, und in dieser Meinung sogar anfing unter den Soldaten Mißtrauen und Schrekken zu verbreiten. Friedrich entfernte den Fürsten, indem er ihm ein Observationscorps übergab, das gegen einen möglichen Angriff von Hannover und Sachsen her bei Genthin aufgestellt wurde, und ging mit Schwerin nach Schlesien.

Das Land war fast ganz unvertheidigt; in den Festungen lagen schwache Besatzungen, und kaum 3000 Mann konnte der General Brown in Eil zusammen raffen, ein Heer, mit welchem er jedem bedeutenden

Gefechte ausweichen mußte. Niederſchleſien wurde daher, noch während des Winters 1740, in wenigen Wochen und faſt ohne Schwertſtreich erobert. Der eine Theil des Preußiſchen Heeres, vom Könige angeführt, war die Oder hinauf gegangen, hatte Glogau und Brieg eingeſchloſſen, und Breslau, damals im Beſitz Reichsſtädtiſcher Rechte, zu der Erklärung bewogen, ſich neutral verhalten zu wollen. Unterdeſſen rückte Schwerin mit dem andern Theil des Heeres längs dem öſtlichen Anfange des Gebirges vor, welches Böhmen und Schleſien ſcheidend mit der Oder gleichlaufend iſt, bis beide Colonnen die Ufer der Neiße erreichten, welche aus dem Gebirge öſtlich zur Oder fließt. An ihr liegt die Feſtung Neiße, die Vormauer Oberſchleſiens, denn der Fluß macht die Grenze. Neiße zu erobern wurde nach einigen Verſuchen während des Winters unthunlich gefunden, man begnügte ſich, ſie einzuſchließen. Die Winterquartiere wurden im eroberten Lande bezogen, und der König ging nach Berlin zurück, die Rüſtungen zum nächſten Feldzuge zu betreiben.

Unterdeſſen ging Schwerin mit einigen Bataillons nach Oberſchleſien, und nöthigte die Oeſtreicher bis nach Mähren zu weichen. Auf einer ausgedehnten Linie von Glogau bis zum Jablunkapaſſe an der Ungerſchen Grenze ſtanden nun die Preußen, freilich zu zerſtreut, um ſich gehörig unterſtützen zu können, wenn der Feind mit einer ſtarken Macht herein gebrochen wäre. Friedrich war dabei beſorgt. Um ſich mehr zuſammen zu ſchließen, ließ er plötzlich Glogau angreifen, eroberte die Feſtung und zog dann auch dies Belagerungscorps näher an das übrige Heer, in die Gegend von Schweidnitz. Eben ſo wünſchte er, Schwerin mögte Oberſchleſien räumen und ſich an die Neiße

begeben. Der Feldmarschall war anderer Meinung. Wenn er verstärkt werde, schrieb er dem Könige, der wieder in Schlesien angekommen war, so verspreche er, seine Quartiere bis zum Frühjahre zu behaupten. Sein Vorschlag wurde angenommen: der König führte ihm persönlich neun Bataillons entgegen. In Neustadt trafen sie einander, und Friedrichs erste Frage war, welche Nachricht da sei von den Bewegungen der Feinde. So viel ihm bekannt, erwiederte Schwerin, lägen die Oestreicher zerstreut von der Ungerschen Grenze bis nach Braunau in Böhmen; einen Spion, der auf genauere Kundschaft ausgesandt, erwartete er in jedem Augenblicke zurück. Voll Zuversicht, daß kein Angriff zu besorgen sei, begab er sich mit dem Könige noch eine Tagereise weiter in Oberschlesien hinein, nach Jägerndorf. Hier erfuhr man plötzlich, daß Schwerin durch falsche Nachrichten getäuscht war. Der Feldmarschall Neipperg hatte in Olmütz ein Oestreichisches Heer gesammelt, hatte die Truppen auf den Schlesischen Grenzen an sich gezogen, und drang unvermuthet über Zuckmantel und Ziegenhals, quer durch die Preußischen Quartiere gegen Neiße vor, um diese Festung zu entsetzen. Eilige Rückkehr über den Fluß war nun nothwendig, um nicht von dem Niederschlesischen Heere getrennt zu werden.

Rasch sammelte der König und Schwerin die Preußischen Truppen im Süden der Neiße, während die Armee im Norden derselben durch Eilboten den Befehl erhielt, sich gleichfalls dem Flusse zu nähern. Alle kamen, nur der Herzog von Holstein Beck blieb mit seinen Haufen bei Frankenstein stehen; die Boten des Königs hatten ihn nicht mehr erreichen können. Denn mittlerweile war Neipperg in die Festung

Neiße eingezogen, ohne daß die Preußen es hindern konnten. Hier ging er über den Fluß, und setzte seinen Weg fort hart am linken Ufer hinunter, um den König und Schwerin nicht hinüber zu lassen. Die Preußen eilten ihm dennoch zuvor, und schlugen eine Brücke über die Neiße bei Michelau, wo auch der größte Theil der Niederschlesischen Truppen zu ihnen stieß. Aber indem sie weiter vorgingen, um sich mit dem Herzoge von Holstein zu vereinigen, befanden sie sich plötzlich Neippergs Heere gegenüber, das im Anzuge war, um sich der Stadt Ohlau zu bemächtigen. Hier befanden sich die Hauptvorräthe der Preußen; gab man die Stadt auf, so war man gelähmt für den ganzen Feldzug; retten konnte sie nur eine große Schlacht, die, wenn sie verloren wurde, alles verloren machte, selbst der Rückzug in die Heimath war dann den Preußen versperrt. Nur ein glänzender Sieg konnte mit einem Schlage alle Gefahr abwenden und die herrlichsten Vortheile gewähren.

Am 10 April 1741 früh Morgens rückte das Preußische Heer in Schlachtordnung gegen das Dorf Molwitz; Neippergs Heer lag noch ruhig in seinen Quartieren, tiefer Schnee bedeckte die Ebnen. Hier, wo Friedrich sich zuerst als Feldherr beweisen wollte, gedachte er an die Schlachtordnungen des Alterthums, die Polibius beschreibt. Wie die Alten ihre Ballisten so weit als möglich voraus stellten, um dem Feinde, der seine Linien erst ordnen wollte, dies Geschäft zu erschweren, so ließ jetzt der König seine Kanonen beinahe tausend Schritt vor der Infanterie auffahren und auf die überraschten Oestreicher feuern. Aber unbeachtet hatte er die Vorsichtsmaßregel der Alten gelassen, das Geschütz durch Leichtbewaffnete so lange zu decken, bis die Legionen sich nähern konn-

ten. Schwerin machte deshalb Vorstellungen, der König aber nahm sie diesmal nicht an, und der Feldmarschall blieb nichts, als sich nach dem linken Flügel des Heeres zu wenden, der ihm übergeben war, und hier zu thun, was die Kunst und Muth vermogten.

Indeß bemerkte der Oestreichische General Römer den Fehler, den der König begangen hatte, nahm mit seiner Reuterei die Kanonen im Rücken und eroberte sie. Dann warf er sich auf die Preußische Reuterei des rechten Flügels, die, ohnehin in Unordnung, schnell zur Flucht gebracht wurde, und sich auf die Linien der Infanterie stürzte. Römer folgte, aber unerschütterlich fest stand das Preußische Fußvolk, feindliche und befreundete Reuter trieb sein Feuern zurück. Doch war das Geschütz noch in den Händen der Oestreicher; ließ Reipperg seine Infanterie hinan marschiren und die Kanonen umdrehen, so war die Niederlage der Preußen unabwendbar.

Voll Sorgen ritt der König nach dem linken Flügel, um sich mit Schwerin zu besprechen. Er fand ihn im glücklicheren Gefechte, obwohl schon verwundet. Noch könne die Schlacht gewonnen werden, meinte der Feldmarschall, aber auch eine Niederlage sei möglich mit allen ihren unglücklichen Folgen. Der König möge nur für die Sicherheit seiner Person sorgen, das Schlachtfeld verlassen, über die Oder setzen und, das Oestreichische Heer umgehend, zum Herzoge von Holstein sich zu retten suchen. Friedrich wollte nicht aus der Schlacht weichen. Die Oestreicher drangen indessen heftiger an; wiederholt bat Schwerin den König, sich zu entfernen, endlich gab dieser nach und verließ das Schlachtfeld.

Der Feldmarschall übernahm sogleich den Befehl über das kämpfende Heer. Schon erkundigten sich die

Generale bei ihm, wie und wohin er den Rückzug nehmen wolle. „Wer einen andern Weg nimmt, gab er zur Antwort, als quer durch den Feind, ist ein schlechter Kerl.“ Ein entschlossener Angriff mußte gut machen, was der König versehen hatte; das Fußvolk sollte die Kanonen wieder erobern. Dicht geschlossen, ohne Wanken, in trefflicher Ordnung schritten die Reihen vorwärts. Das Gefecht war heftig, Schwerin selbst wurde nochmals verwundet und mußte das Commando dem Prinzen Leopold von Dessau, dem Sohne seines Gegners, überlassen. Aber die Schlacht war entschieden, die Oestreicher wandten sich zur Flucht.

Der Tag von Molwitz hatte die wichtigsten Folgen. Brieg wurde erobert, Breslau, bisher nur neutral, mußte Preußische Besatzung einnehmen: Niederschlesien war dadurch völlig in den Händen des Königs. Aber die Botschaft von diesem Siege erscholl weiter, und weckte der pragmatischen Sanction und der Königinn Maria Theresia andere Gegner. Frankreich, Spanien, Baiern und Sachsen traten jetzt auch wider Oestreich in den Kampf, und verbündeten sich mit dem siegreichen Könige. Durch den Einfluß dieses Bundes wurde der Kurfürst Karl von Baiern zum Kaiser erwählt und damit dem Hause Oestreich eine Krone entzogen, die es seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts durch stets erneute Wahl fortwährend besessen hatte. Man ließ es nicht dabei. Sachsen, Baiern und Franzosen wandten sich gegen Böhmen, und eroberten Prag: es war darauf abgesehen, das Oestreichische Erbe zu vertheilen.

So war Friedrichs Meinung nicht: er übernahm es, allen die Wage zu halten. Deshalb schloß er mit Oestreich den Waffenstillstand von Oberschnellendorf, ohne Mitwissen seiner Verbündeten, durch den aus-

ausgemacht wurde, Neipperg solle Schlesien verlassen, Neiße nach seinem Abzuge nur zum Schein belagert und bald übergeben werden; der König versprach dagegen, nichts feindliches wider die übrigen Oestreichischen Lande vorzunehmen, so lange man am Wiener Hofe diesen Vergleich und seine Bedingungen verschweigen werde. So wurde auch Oberschlesien gewonnen.

Für Schwerin war die Schlacht bei Molwitz nicht minder bedeutend. Als er nach des Königs Entfernung dessen Versehen wieder einrichtete, waren ihm im Verdrusse tadelnde Worte entfallen. Gleich nach der Schlacht kam der König zurück, verstimmt, weil er an diesem Siege nicht persönlichen Antheil gehabt, und Schwerins Feinde eilten ihm zu hinterbringen, was jener gesagt. Seiner Wunden ungeachtet war der Feldmarschall in der Nähe des Heeres geblieben; er rieth, ein Corps abzuschicken, um den Rückzug der Feinde zu beunruhigen. Eigenwillig schlug es der König ab. Nun wußte Schwerin, was ihm widerfahren sei: das zutrauliche Vernehmen zwischen seinem Herrn und ihm war fortan nicht mehr. Friedrich achtete Schwerins Talent; der Feldmarschall würde ein großer Feldherr sein, hat er sich über ihn geäußert, wenn er einen andern neben sich leiden könnte; er befragte ihn um Rath, aber behandelte ihn fremde, zuweilen beleidigend. Selten waren nun beide gleicher Meinung, denn auch Schwerin suchte oft nicht ohne Empfindlichkeit sich gegen den König geltend zu machen, als dessen Meister in der Kriegskunst er sich ansahe.

Der Graf von Schmettau war um diese Zeit aus dem Oestreichischen Heere und vom Kriege gegen die Türken in den Dienst seines Vaterlandes zurückgekehrt, und Friedrich faßte zu diesem Manne bald

großes Vertrauen. Er machte zuerst aufmerksam auf manche Mängel des Preußischen Kriegswesens, besonders bei der Cavallerie, und zeigte Mittel, ihnen abzuhelfen. Ihn ließ der König bei dem Schlesischen Heere zurück, dessen Commando Schwerin erhielt, als es nach dem Vergleich von Oberschnellendorf und der Einnahme von Neiße die Winterquartiere bezog. Friedrich ging wieder nach Berlin.

Schwerin und Schmettau wurden bald befreundet, dieser der jüngere und nachgiebigere, wenn jenen der auflodernde Unmuth über das Ziel hinaus führen wollte, nnd wo er konnte vermittelnd und ausgleichend zwischen dem Könige und dem Feldmarschall.

Die Wiener Diplomaten hatten den Waffenstillstand mit Preußen nicht geheim gehalten. Dem Könige wurden Vorwürfe von seinen Verbündeten gemacht, um so mehr da die Oestreicher, von Schlesien her gesichert, sich gegen Baiern wandten und schon die Grenzen des Kurfürstenthums überschritten. Er hielt sich also auch nicht mehr verpflichtet, leugnete den Waffenstillstand von Oberschnellendorf ganz ab, und, um seinen Versicherungen Gewicht zu geben, wurde Schwerin beauftragt, noch während des Winters Mähren anzugreifen.

Das Heer verließ seine Quartiere und besetzte Troppau. Schmettau ging darauf nach Berlin, dem Könige zu melden, was geschehen, und ihm Schwerins weitere Plane vorzulegen; bald folgte die Nachricht, auch Olmütz sei eingenommen. Friedrich war mit den Unternehmungen wie mit den Entwürfen des Feldmarschalls zufrieden; nur das Eine schärfte er dem Grafen Schmettau ein, indem er ihn zurücksandte, man solle große Magazine in Olmütz anlegen. Der

Nachdruck, der auf diesen Befehl gelegt wurde, war schon kränkend für Schwerin; denn gerade in dem Geschäfte, für den Unterhalt seiner Soldaten zu sorgen und Feindesland zu nutzen, ohne es zu verderben, hatte er sich mehr denn einmal als Meister bewährt. Die Wirthlichkeit, die auf seinen Gütern sichtbar wurde, waltete auch in seinem Lager. Schmettau fand seinen Freund bereits geschäftig, den Auftrag auszuführen, den er ihm erst überbrachte; aber es ging damit nicht ohne Schwierigkeit von Statten. Denn die Mährischen Landleute flüchteten sich mit ihrer Habe in die Wälder, und was sie nicht mitnehmen konnten, zerstörten oder verscharrten sie.

Der König war indeß auch von Berlin nach Dresden und von da nach Böhmen gegangen, um Sachsen und Franzosen zur Theilnahme an dem Angriffe auf Mähren zu vermögen. Da es nun besonders darauf ankam, auch diesem Hülfsheere durch Magazine seinen Unterhalt zu sichern, so wandte sich der König deshalb eigens an Sechelles, den ersten Intendanten der Französischen Armee. Sechelles gab die Versicherung, er wolle das Unmögliche möglich machen. Erfreut über diese Französische Artigkeit reis'te der König zu seinem eigenen Heere.

Schwerin und Schmettau erwarteten ihn in Landskron. Hier erwähnte jener im Gespräche eines Planes, wie man ein Oestreichisches Corps, das bei Iglau stand, zum Rückzuge bis über die Donau nöthigen könne. Schmettau ging auf den Gedanken ein; man untersuchte auf der Karte die Stellungen und Bewegungen, die erforderlich wären, die Marschroute wurde gemacht, und der Entwurf war ausgearbeitet, als der König ankam. Man legte ihn vor, er wurde kalt aufgenommen. Denn eben diesen Gedanken hatte

der König kurz vorher gegen Schmettau's Bruder geäußert, der in Sächsischen Diensten stand: er meinte, man wolle ihm sein Eigenes, das die Brüder sich mitgetheilt, als Erfindung seines Feldmarschalls anbieten. Verstimmt kam er mit beiden Generalen nach Olmütz. Noch war das Magazin nicht ganz gefüllt, doch waren die nöthigen Anstalten getroffen, das Fehlende konnte nicht ausbleiben. Hier — meinte der König — habe Schelles nicht zu Rathe gesessen; Schwerin mußte harten Tadel hören. Einige Zeit ertrug er das, zuletzt verließ er die Armee unter dem Vorwande, seine Gesundheit habe durch Wunden und Anstrengungen der ersten Feldzüge gelitten. Einige Tage vor seiner Abreise ließ er dem Könige durch Schmettau sagen, er sei im Einverständniß mit einigen Offizieren und Soldaten von der Besatzung in Brünn; mit wenigen Regimentern könne er die Festung in vier und zwanzig Stunden erobern. Unmuthig antwortete Friedrich: „Ich will nicht.“ [1])

Der Feldmarschall reis'te darauf ab, und nahm weiter keinen Antheil am ersten Schlesischen Kriege. Aber ein Vorwerk, welches er um diese Zeit bei Ducherow anlegen ließ, nannte er Molwitz, zum Andenken an die Schlacht, die ihm Verdruß und Ruhm in gleichem Maße gegeben. Schlesien, die Frucht seines Sieges, blieb durch den Breslauer Frieden Besitzthum der Preußischen Krone.

---

[1]) Aus der Zeit, da Schwerin das Heer verließ, findet sich ein Brief des Königs an Jordan (Oeuvres posthumes de *Frederic II.* Edit. de Berlin T. VI. p. 273). Der Ungenannte, über dessen Abgang der Verf. des Briefes sich bitter und wegwerfend äußert, scheint kein anderer, als Schwerin zu sein. Aber es war „ein satyrischer Tag,“ wie der Schluß des Briefes besagt, an dem Friedrich so schrieb.

Der Bund gegen Oeſtreich war gelähmt, als Friedrich von ihm abtrat. Sachſen ging zu Oeſtreich über, die Franzoſen und Baiern mußten Böhmen verlaſſen; der Kaiſer wurde ſogar zur Flucht aus ſeinen Erblanden genöthigt. Bei ſolchen Fortſchritten Oeſtreichs glaubte Friedrich Schleſien gefährdet, und hielt es ſeiner Ehre gemäß, den Kaiſer nicht ſinken zu laſſen, zu deſſen Erhebung er am meiſten beigetragen hatte. Beſchloſſen war noch nichts, als ſchon die öffentliche Meinung Krieg verkündigte. In Regensburg und Augsburg las man gedruckte Kriegsmanifeſte, welche Schwerin als Preußiſcher Feldherr ſollte erlaſſen haben. Denn wie Fürſt Blücher in unſern Tagen als der Widerſacher Frankreichs im Munde des Volkes gelebt hat, das ſich Wahres und Fabelhaftes von ſeinem Helden erzählte, aber immer jenem Charakter Gemäßes, ſo nannte man damals Schwerin als den Gegner Oeſtreichs, und ließ ihn als ſolchen reden und handeln.

Der König widerſprach öffentlich dem voreiligen Gerüchte; doch wurde der Feldmarſchall an den Hof gerufen und mit ihm und Podewils berathſchlagt, ob Krieg oder Frieden zu wählen ſei. Beiden ſchien die Gefahr wegen Schleſiens nicht dringend. Aber anders ſprach jetzt der König zu den Abmahnenden, als vor dem erſten Schleſiſchen Kriege; Furcht verblende ſie, daß ſie die Gefahr nicht ſähen. Auch ihm ſei nicht unbewußt, was er aufs Spiel ſetze; aber wo es einer Entſcheidung bedürfe, ſei Unentſchloſſenheit verderblicher, als der ſchlechteſte Entſchluß. Der Krieg wurde erklärt, und Schwerin durfte nach ſolchen Aeußerungen ſeines Herrn auch von dem nächſten Feldzuge des Unangenehmen genug erwarten.

In Böhmen ſollten diesmal drei Heere zugleich einbrechen. Eins führte der König durch Kurſachſen, das zweite drang unter Schwerins Anführung von Schleſien aus über Braunau vor, das dritte zog zwiſchen der Elbe und Oder durch die Lauſitz, ſein Führer der Prinz Leopold, des alten Deſſauers Sohn. Der Vater wurde auch diesmal vom Hauptkriege fern gehalten, ihm hatte der König ein Obſervationscorps in der Mark übertragen.

Ohne eine Schlacht vereinigten ſich die drei Heere, jedes auf ſeinem Wege vorrückend, an den Thoren von Prag, und belagerten dieſe Feſtung.

Am Abende des 10. Septembers 1744 ließ der König die Laufgräben eröffnen und die Stadt beſchießen. Der Prinz Heinrich, des Königs Bruder, der in knabenhafter Fröhlichkeit ſchon dem erſten Schleſiſchen Kriege im Lager beigewohnt hatte, geſellte ſich während der Nacht zu dem Feldmarſchall, der den Angriff des Ziskaberges kommandirte. Im Geſpräche fragte ihn der Prinz, ob er wohl den Namen der Kapelle wiſſe, bei der ſich der König gelagert habe, und als ihm verneinende Antwort gegeben wurde, ſchwang er ſeinen Hut und rief: „Sanct Victoria!“ — „Da müſſen wir freilich alles anwenden, ſcherzte der Greis, um mit dieſer ſchönen Heiligen näher bekannt zu werden.“ Das Schießen wurde die ganze Nacht fortgeſetzt, und am andern Morgen griff Schwerin das Fort auf dem Ziskaberge an, und nahm es. Das war der erſte Schritt zur Eroberung von Prag: am ſechsten Tage ergab ſich die Stadt.

Zwiſchen zwei Wegen ließ von Prag aus die Natur den Siegern die Wahl. Die Moldau fließt von Mittag gegen Mitternacht, und nimmt nahe über Prag die Berann auf, die von Abend her kommt: einem

von dieſen Flüſſen konnte man bis in ſeine oberſten Bergthäler folgen. Die Moldau führte zu den Grenzen Oeſtreichs, kein bedeutendes Heer ſtand hier im Wege; aber den Unterhalt für Mann und Roß aus dieſen Thälern zu ziehen, darauf konnte man nicht rechnen. Magazine mußten zur Hand ſein, und daneben ſetzte man ſich der Gefahr aus, von der eroberten Feſtung abgeſchnitten zu werden. Denn in dem Thale der Beraun, welches den Weg nach der Oberpfalz öffnete, ſtand das einzige Oeſtreichiſche Heer in Böhmen unter dem General Batthiany, und wartete hier, in Pilſen große Vorräthe ſammelnd, die Ankunft des Prinzen von Lothringen, der vom Rheine her mit einer andern Armee ſich näherte.

Schwerin rieth daher, ſich raſch gegen Batthiany zu wenden und, ehe ihm Hülfe käme, ſich der Magazine in Pilſen zu bemächtigen. Der König hielt ſelbſt den Operationsplan für den beſten; aber er glaubte den Bitten des Kaiſers nachgeben zu müſſen, und wählte den andern Weg, damit die Oeſtreicher genöthigt würden, Baiern zu räumen, wenn ſie die Preußen in der Nähe ihrer Hauptſtadt ſähen. Schwerin fühlte ſich gekränkt, daß man ſeines Rathes nicht achte; unmuthig nahm er ſeinen Weg nach Tabor.

Kaum hatten ſich die Preußen einige Meilen von Prag entfernt, ſo zog Batthiany wirklich die Beraun hinunter, und bald hemmte ſeine leichte Reuterei alle Verbindung zwiſchen Prag und dem Preußiſchen Lager. Von ſeinen Magazinen abgeſchnitten, zwiſchen unwirthlichen und verlaſſenen Bergen und Sümpfen litt das Heer Mangel am Nothwendigen. Eine ſolche Stellung mußte aufgegeben werden; aber wieder waren die Führer nicht einig, welcher Weg einzuſchlagen ſei-

Man wußte, der Prinz von Lothringen sei nun in Böhmen angekommen. Die höchste Wahrscheinlichkeit war, er werde vollständig ausführen, was Batthiany bisher nur theilweise möglich gemacht hatte, den Uebergang über die Moldau, das Aufstellen eines ansehnlichen Heeres zwischen Prag und Tabor. Darauf rechnete Schwerin und rieth, südöstlich gegen Neuhaus weiter zu gehen, als beabsichtige man immer noch den Angriff auf das Erzherzogthum. So hoffte er durch die Sorge für Wien den Prinzen von seinem Plane abzuleiten; während aber die Oestreicher, ihre Hauptstadt zu sichern, das Moldauthal hinauf zögen, könne man ungehindert von Neuhaus wieder Prag erreichen. Dagegen war durch einen Spion die Nachricht eingebracht, das Oestreichische Heer stehe südwestlich von Tabor jenseit der Moldau bei Protewin. Der Prinz Leopold und der König selbst glaubten dies, und fanden dienlich dem Feinde entgegen zu gehen. Man kam in die bezeichnete Gegend, und fand, wie der Feldmarschall vermuthet hatte, den Prinzen von Lothringen nicht. Vielmehr wurde kund, der Feind schicke sich an, unterhalb Tabor über die Moldau zu setzen. Schwerin verhehlte nun seinen Unmuth nicht; er entzweite sich mit dem Prinzen Leopold so heftig, daß es der König für nöthig hielt, als Mittelsperson einzutreten, wie es scheint mehr kränkend als versöhnend.

Das Heer wandte sich wieder nach Tabor. Von hier mußte man wieder das rechte Moldauufer hinab — denn auf dem linken stand der Feind — nach Prag zu kommen bedacht sein. Dieser Weg wird durchschnitten von der Sazawa, die westwärts zur Moldau fließt. Alles kam darauf an den Fluß zu gewinnen, bevor der Prinz von Lothringen ihn erreichen und den

Uebergang hindern könnte. Schwerin übernahm es, hier Hülfe zu ſchaffen. Mit 15000 Mann eilte er voraus und beſetzte früher als ſein Gegner Beneſchau, eine Stadt nicht weit vom linken Ufer der Sazawa und an der Oſtſeite eines kleinen ſumpfigen Fluſſes mit ſteilen Ufern, der aus Süden kommend ſich mit jener vereinigt. So unbedeutend dieſer Bach iſt, ſo ſchwierig iſt der Uebergang für ein Heer. Ungehindert von den Oeſtreichern, die indeß wirklich die Moldau überſchritten hatten und nun zwiſchen dieſem Fluſſe und Beneſchau ſtanden, konnte alſo Friedrich ſeine Armee über die Sazawa gehen laſſen. Dennoch wünſchte er eine Schlacht, ungeachtet der Schwierigkeit des Angriffes, mehr um ſeiner Ehre willen, als weil die Noth es geboten hätte. Schwerin wurde befragt, ob er das Unternehmen möglich halte. Wenn es ihm befohlen würde, gab er zur Antwort, ſo dächte er die Feinde wohl wegzujagen. Auch der Prinz Leopold erwiederte, es komme auf des Königs Befehl an. Nur Schmettau warnte gerade zu. Der Uebergang über den Bach ſei ſchwierig, und ſelbſt ein Sieg könne wenig Vortheil gewähren, denn ein dichter Wald hinter dem feindlichen Lager mache alles Verfolgen unmöglich. Der König antwortete nicht, ließ aber die Soldaten aufbrechen und ging über die Sazawa. Bei Piſchely wurde darauf ein Lager bezogen.

Mit Prag war nun die Verbindung zwar geſichert, doch waren nicht alle Schwierigkeiten gehoben. Bald wurde Kundſchaft gebracht, die Oeſtreicher hätten Beneſchau inne und breiteten ſich mehr nach Morgen hin aus die Sazawa entlang. Noch war nicht deutlich, was beabſichtigt werde. Der König ſprach zuerſt mit Schmettau darüber, welchen wahrſcheinlich dünkte, der Feind eile dem feſten Lager bei Kuttenberg

zu, das an der Elbe in der Mitte zwiſchen Prag und der Schleſiſchen Grenze gelegen und ſchwer zu erobern iſt; dadurch werde der König gezwungen, die eroberte Feſtung oder das eigne Land Preis zu geben. Bräche man aber ſogleich von Piſchely auf, ſo könnte man auch diesmal noch eher nach Kuttenberg kommen, als der Prinz von Lothringen. An demſelben Tage ließ der König den Prinzen Leopold von Deſſau, den Feldmarſchall und Schmettau zu ſich rufen. Die Beſchaffenheit der Armee, die Lage der Magazine ſei ihnen bekannt: er verlange ihre Meinung, was von den Bewegungen des Feindes zu beſorgen, was zu thun ſei. „Ich habe wohl geglaubt, antwortete Schwerin, daß es ſo kommen würde. Sobald wir, ſtatt nach Pilſen zu gehen, den andern Weg einſchlugen, konnte es nicht anders ablaufen.“ Ich frage nicht, erwiederte der König, was Sie geglaubt haben, ſondern was zu thun iſt. Und als der Feldmarſchall dennoch ſeine Antwort wiederholte, wandte er ſich unwillig weg, und fragte die andern. Schmettau blieb bei ſeiner Meinung: der Prinz von Deſſau rieth an der Sazawa zu bleiben, um die Verbindung mit Prag nicht aufzugeben. Sein Rath wurde befolgt. Erſt einige Tage nachher, als ſich auswies, daß Schmettau die Abſicht der Feinde errathen hatte, traten die Preußen den Weg nach Kuttenberg an. Nun war es zu ſpät, Prag mußte geräumt werden und das Heer zog ſich nach Schleſien zurück.

Schwerin hatte aber gleich nach jener Unterredung in Piſchely um die Erlaubniß nachgeſucht, das Lager verlaſſen zu dürfen, weil ſeine Geſundheit durch den Feldzug gelitten; durch Ruhe hoffe er allein geneſen zu können. Sein Verlangen wurde gewährt,

und er ging nach Schwerinsburg, des weitern Feldzuges nicht achtend.

Mit dem Dresdener Frieden endete der Krieg; ein Jahr war vergangen seit dem Zwiste Schwerins mit dem Könige, noch immer war der Feldmarschall nicht wieder beim Heere erschienen, er blieb fortwährend in seiner Zurückgezogenheit. Jeder schien den ersten Schritt zur Aussöhnung von dem andern zu erwarten.

Einst begegnete der König dem Bugislav von Schwerin, der sich damals in Berlin aufhielt, und fragte ihn, was sein Bruder mache. Als ihm jener antwortete, der Feldmarschall befinde sich wohl, und beschäftige sich mit Verbesserung seiner Güter, sandte Friedrich dem Abwesenden einen Gruß; doch fügte er tadelnd hinzu, Schwerin sei brav aber eigensinnig und vergesse des Königs in ihm. Kurd blieb auch jetzt noch in Schwerinsburg, bis der König ihm selber schrieb, ob er nicht einmal wieder nach Berlin kommen wolle. Nun konnte er nicht mehr ausweichen. Eines Morgens fand er sich im Vorzimmer des Königs ein, und ließ sich anmelden. Friedrich gab dem Diener keine Antwort, nahm seine Flöte und phantasirte eine Viertelstunde lang, im Zimmer auf und abgehend. Plötzlich brach er ab und hieß den Feldmarschall herein rufen. „Guten Morgen, Schwerin!“ bewillkommnete er ihn mit scheinbarer Vertraulichkeit, aber sobald der Bediente das Zimmer verlassen hatte, begann ein heftiges Gespräch, das erst sanfter wurde, nachdem beide sich ihres Unwillens gegen einander entlastet hatten. Doch söhnte sie diese Unterredung aus; Schwerin erschien wieder bei Hofe und bei seinem Regiment. Aber sein liebster Aufenthalt blieb Schwerinsburg; dorthin eilte er so oft er konnte, und pflegte dann täglich von einem Gute zum

andern zu reiten, um zu ſehen, was an nützlichen Einrichtungen vollendet war, und was noch zu thun und zu ordnen. Hier zeigte ſich auch ſein ganzer natürlicher Frohſinn. Oft und gern ſammelte er Gäſte um ſich her, und war ihnen der heiterſte, gefälligſte Wirth. Er ſprach viel und mit großer Lebendigkeit, beſonders von religiöſen Dingen, doch war er auch dem Scherze nicht abhold. Seinen Unterthanen war er ein väterlicher Freund: ſchien er zuweilen, fortgeriſſen von ſeiner raſchen, entſchiedenen Sinnesweiſe, ſich hart gegen ſie zu bezeigen, ſo kannten ſie ihn hinreichend, um zu wiſſen, wie er es meine und daß er ſelbſt alles wieder gut machen werde, und ihre Anhänglichkeit blieb ihm.

So vergingen zehn Jahre des Friedens; Schwerin alterte in dieſer Zeit zum Siebenzigjährigen. Um ihn her neigte es ſich zum Niedergange, Freunde und Feinde nahm ihm der Tod.

In den Tagen, da der Dresdner Friede geſchloſſen wurde, war ihm die Mutter geſtorben, hochbejahrt, im zwei und neunzigſten Lebensjahre, eine treffliche Frau, deren Erinnerungen und Warnungen der unbeugſame Mann, welcher ſelbſt vor ſeinem Könige nicht wich, mit der zärtlichſten Aufmerkſamkeit und Ehrerbietung aufnahm und zu befolgen ſuchte. Zwei Jahre ſpäter folgte ihr Bugislav von Schwerin. Coccejі und der alte Deſſauer, Kurds heftigſte Widerſacher, wurden ins Grab gelegt. Mehrere Kinder hatte er ſchon in ihrem früheſten Alter verloren, zuletzt ſtarb ihm auch die Frau, ſie vor allen als gütige, wohlwollende Gutsherrſchaft von den Unterthanen betrauert, bei denen ihr Andenken noch lange nach ihrem Tode in Ehren gehalten wurde. Eine zweite Ehe, in welche Kurd wenig Monate nach dieſem Todesfalle

trat, war wohl nicht dahin gemeint, es noch einmal keck mit dem Leben zu wagen; mündliche Ueberlieferung, welche Glauben verdient, läßt vielmehr die Absicht des Greises erkennen, früher begangenes Unrecht gut zu machen.

Der leidenschaftliche Mann, dem die Schranken oft zu enge wurden, hatte in jüngeren Jahren der ehelichen Treue nicht immer geachtet. Luise von Wakenitz, Kanonissinn im Stift zu Barth, sehr schön und einnehmend, aber intrigant, seiner Gattinn sehr unähnlich hatte ihn gefesselt, und war Mutter geworden. Man hatte die Sache verheimlicht, so gut als es sich thun ließ. Eine verheirathete Freundinn hatte vor den Leuten die Rolle der Wöchnerinn übernommen, und erzog hernach das Kind als das ihrige. An einem Sonntage nach der Predigt faßte jetzt allen unerwartet Schwerin die Hand der einstigen Geliebten, trat mit ihr vor den Altar und ersuchte den Geistlichen um die kirchliche Einsegnung seiner Ehe.

Das öffentliche Leben Schwerins versichtbarte indeß noch kein Altern, immer noch war er Staatsmann und Krieger. Und eben jetzt bereitete sich eine Umkehr in den politischen Verhältnissen Europas, die auch den, der nur Zuschauer bei den Welthändeln war, auf den Ausgang gespannt machen mußte.

Der Verlust Schlesiens an einen König, der zu den minder mächtigen gezählt wurde, war für Oestreich schmerzlich und demüthigend zugleich. Aus diesem Gefühle scheinen die Grundsätze hervorgegangen zu sein, welche Graf Kaunitz, Oestreichs Minister, in mehrern Kabinetten vor allen in Versailles Eingang zu verschaffen suchte, um diese Macht, die alte Gegnerinn des Hauses Oestreich, Preußens Verbündete, von ihrem bisherigen Ziele abzulenken. Sonst

hatte man die Mächte vom zweiten und dritten Range im Europäiſchen Staatenſyſtem als die Träger des politiſchen Gleichgewichts angeſehen, welche des Friedens am meiſten bedürftig die Reibungen der großen Reiche ins Rechte zu bringen hätten. Jetzt lehrte Kaunitz, eine Union der großen Mächte Oeſtreich, Frankreich, England und Rußland den kleinern Staaten gegenüber könne die alleinige Bürgſchaft eines dauernden Friedens geben, denn nur dieſe ſeien es, welche die Zwietracht nährten. Der Krieg um die pragmatiſche Sanction, noch in aller Gedächtniß, ſchien für dieſe Anſicht zu ſprechen.

Freilich wich die Union ſo ſehr ab von allem früher Ueblichen, daß ſie nicht ſogleich gedeihen konnte, doch war die Idee nicht ohne Einfluß auf das Benehmen der großen Mächte gegen Friedrich. Er glaubte Preußen geringſchätzig behandelt zu ſehen, und der Vorſatz reifte in ihm, ſich und ſein Volk wenn nicht unter die großen doch mit Ehren unter die erſten Mächte Europas zu ſtellen; er harrte nur der günſtigen Stunde.

Kaunitzens Anſicht bewährte ſich nicht. England und Frankreich geriethen in Krieg über ihre Grenzen in Nordamerika. Letztere Macht, auf dem Meere die ſchwächere, rüſtete ſich, die Deutſchen Staaten des Königs von England anzugreifen, und nöthigte dadurch dieſen, Bundesgenoſſen auf dem feſten Lande zu ſuchen. Oeſtreich zuerſt aufgefordert verſagte thätigen Beiſtand, denn Kaunitz wollte nicht mit Frankreich brechen. Bereitwilliger war Rußland, ein Subſidientractat wurde eingeleitet.

Friedrich, durch ſeine Späher ſchon unterrichtet, daß Rußland auch mit Oeſtreich und dem Dresdner Hofe in geheimem Einverſtändniſſe ſei, deſſen Abſich-

war Krieg wider Preußen und Unterdrückung dieſer aufſtrebenden Macht, hielt dieſen Augenblick günſtig, um den Bund ſeiner Gegner zu trennen. Er bot England ein Vertheidigungsbündniß an zum Schutze Hannovers, und hoffte, Rußland werde den Engliſchen Subſidien folgend von Oeſtreich abtreten. Dieſe Abſicht wurde nicht völlig erreicht; nur England nahm den Antrag mit Freuden an, die Tractaten zwiſchen den Höfen von London und Peterſburg löſ'ten ſich, Rußland blieb mit Oeſtreich vereint.

Die Verbindung des Königs von Preußen mit England zerſtörte den ganzen Kriegsplan der Franzoſen. Man ſandte deshalb aus Verſailles den Herzog von Nivernois nach Berlin, um den König von dem Bunde mit England ab wieder auf Franzöſiſche Seite zu ziehen. Jetzt war die Entſcheidung in Friedrichs Hände gegeben; er konnte zurückkehren zu dem älteren oft bewährten politiſchen Syſteme, er konnte mit England verbündet ſich ſelbſt ein neues ſchaffen, dem aber noch die geſchichtliche Beglaubigung fehlte.

Der König berief ſeine Vertrauten Schwerin, Podewils, Keith, Schmettau und Winterfeld, um ihre Meinung zu hören. Außer Winterfeld war keiner für das neue Syſtem; alle riethen dringend zum Bunde mit Frankreich. Dadurch träte der König auf die Seite der drei großen Continentalmächte, die ſich einander zu nähern ſchienen,' nur ſo könne er ſich den Frieden erhalten. Friedrich erkannte die Gründe als gewichtig; aber er ſei es müde, ſich länger als eine Macht des zweiten Ranges anſehen zu laſſen und von Frankreich abhängig zu bleiben, unter die erſten Mächte Europas wolle er Preußen erheben. So mußte der Herzog von Nivernois abreiſen, ohne das Bündniß erneuern zu können. Der Feld-

marschall war mit dem Entschlusse des Königs wenig zufrieden; ein solches Vorhaben schien ihm thörichte Vermessenheit. Nur in der Phantasie eines Dichters, sprach er zu Freunden darüber, könne der Gedanke aufkommen, sich als König von Preußen mit Frankreich, Oestreich oder Rußland an Macht gleich zu schätzen. Er habe Gründe dawider aufgestellt, aber bei einem gekrönten Poeten habe alles auf kalte Vernunft Gegründete kein Gewicht.

Einige Monate später wurde Schwerin abermals nach Potsdam berufen. Nur Winterfeld und Retzow waren mit ihm beim Könige, der ihnen seinen Entschluß ankündigte, Oestreich zu bekriegen, um den feindseligen Absichten der Kaiserinn zuvor zu kommen. Das Heer sei zum Aufbruche fertig, nur der Kriegsplan sei jetzt zu entwerfen. Erstaunt über dies rasche Beginnen baten Schwerin und Retzow nochmals vom Kriege abzulassen, der vielleicht ganz Europa gegen Preußen bewaffnen könnte; Winterfeld sprach dagegen für schleunigen Angriff. Denn nur durch seine Hände waren die Papiere gegangen, welche sich der König abschriftlich aus dem Dresdener Archive verschafft hatte, in denen der Entwurf des Oestreichischen, Russischen und Sächsischen Hofes enthalten war, die Preußischen Lande durch plötzlichen Ueberfall zu erobern und sie zu theilen. Diese Dokumente legte jetzt der König den Abrathenden vor. Beide schwiegen, dann brach Schwerin in die Worte aus: „Soll und muß denn Krieg geführt werden, so laßt uns morgen aufbrechen, Sachsen in Besitz nehmen und in diesem kornreichen Lande Vorrathshäuser anlegen, um unsre fernern Operationen in Böhmen zu sichern.“ Der Vorschlag wurde genehmigt und der Krieg gegen Sachsen beschlossen.

Zwei

Zwei Preußische Heere eröffneten den Feldzug im August des Jahres 1756, das kleinere unter Schwerins Kommando war bestimmt, von Schlesien aus Böhmen anzugreifen, das größere führte der König selbst nach Sachsen. Hier geschah der Hauptangriff. Das Land wurde von den Preußen besetzt, das Sächsische Heer bei Pirna eingeschlossen, die Oestreicher unter Brown bei Lowositz geschlagen, als sie heran rückten, um sich die Verbindung mit dem Lager von Pirna zu eröffnen, die Sachsen mußten durch Mangel überwältigt sich zuletzt gefangen geben.

Schwerin hatte während dies geschah von Schlesien aus nur einen kleinen Krieg zu führen. Durch die Grafschaft Glatz war er in Böhmen eingedrungen, eine Schaar Reuterei, die ihm entgegen kam, wurde bei Aujest geschlagen. Das Hauptheer der Oestreicher auf dieser Seite stand aber unter Piccolomini unangreifbar auf den Anhöhen bei Königsgrätz, und ließ sich durch nichts bewegen, seine Stellung zu verlassen. Schwerin konnte nur sich ihm gegenüber lagern, und als der Winter heran kam, zog er über das Gebirge nach Schlesien zurück.

Während der Rast in den Winterquartieren gingen Todesahnungen durch die Seele des Greises, und das religiöse Gefühl, durch solche Ahnungen mächtiger in ihm erweckt, umschlang mit Innigkeit die Dogmen der Kirche, in der er erzogen war. Jeden Morgen sobald er erwachte, schloß er sich ein und suchte im Frühgebete die Weihe des Tagewerkes. An seine Frau schrieb er um diese Zeit: „Ich habe mich in den Willen Gottes ergeben. Von seiner Gnade erwarte ich, was ihm gefallen wird über mich zu verhängen. Wie glücklich sind die, welche bei Jesu Christo sind!“

Der König beſchied ihn während dieſes Winters nach Haynau; da wurde der Feldzug für das nächſte Frühjahr angeordnet. Ein Hauptſchlag ſollte geſchehen: aus Sachſen und Schleſien wollte man zugleich in Böhmen eindringen, am vierten Mai ſollten die Heere bei Prag ſich vereinigen, am ſechsten die Oeſtreicher mit aller Macht angegriffen werden, des Sieges hielt ſich der König gewiß. Mit dieſem Beſchluſſe kehrte jeder zu ſeinen Kriegern zurück.

Im April brach Schwerin aus ſeinen Quartieren auf. Gegen Freunde äußerte er mehrmals die Ahnung, ſein Ende ſei nicht fern; auch in die Heimath ſchrieb er um dieſe Zeit, da er ſchon auf dem Marſche begriffen war: „Gott, der uns bisher augenſcheinlich geführt, wird uns wieder zur Seite ſtehen. Wo der Feind nicht weicht, werde ich mich ihm mit herzhaftem Muthe entgegen ſtellen, um mein Ziel ſelig zu beſchließen und mit Ehren zu enden, warum ich Gott mit Inbrunſt täglich anrufe.“

Beim Vordringen in Böhmen fand ſich wenig Widerſtand, aber ſchlechte Wege, ein Gefecht mit einem Detaſchement Oeſtreicher, welches die Magazine in Jungbunzlau mit großer Tapferkeit vertheidigte, endlich das Ueberbrücken der Elbe hielten ſo ſehr auf, daß Schwerin nicht am vierten, auch am fünften Mai noch nicht Prag erreichen konnte. Mit Ungeduld erwartete ihn der König, der mit dem Heere aus Sachſen bereits angekommen war, und ſich an der Moldau gelagert hatte.

Sobald nun die Vereinigung geſchehen war, früh Morgens am 6. Mai 1757, ritt Friedrich mit dem Feldmarſchall auf die Höhen von Proſik, wo man das feindliche Heer überſehen konnte. Den Preußen an Zahl überlegen, behauptete es die vortheilhafteſte Stel-

lung: der linke Flügel lehnte sich an den Ziskaberg, und war zum Theil durch die Werke von Prag gedeckt, die Fronte entlang lagen steile Berge und vor diesen ein tiefes Thal, der rechte Flügel stand auf den Anhöhen bei dem Dorfe Sterbaholy. Der König übersah die Schlachtordnung eine Weile, und fragte, was nun zu beginnen sei. Schwerin rieth den entworfenen Plan aufzugeben, bei Prag die Schlacht zu vermeiden und sich gegen Mähren zu wenden, wo eben ein ansehnliches Heer gesammelt wurde, das man im Entstehen vernichten könne; selbst Wien zu überfallen sei dann nicht schwer. Friedrich beharrte aber nicht allein bei dem ersten Entwurfe, auch desselben Tages noch sollte geschlagen werden. Schwerin stellte vor, seine Soldaten seien vom nächtlichen Marsche ermüdet, er selbst sei der Gegend und der Stellung des Feindes noch nicht zur Genüge kundig; nur bis morgen möge der Angriff verschoben werden. „Frische Fische, gute Fische!" gab ihm der König zur Antwort und blieb bei seinem Vorsatze. Der Feldmarschall drückte den Hut heftig in die Augen und brach in die Worte aus: „Soll und muß denn gerade heute eine Schlacht geliefert werden, so will ich die Oestreicher gleich hier angreifen, wo ich sie sehe." Aber wie der Feind stand, war er unangreifbar, obwohl Friedrich selbst zu dem Wagestücke geneigt schien: beide überzeugten sich davon. Es war nöthig die Oestreicher auf ein anderes Terrain zu locken.

Schon am Tage vorher hatte der König die Gegend rechts vom rechten Flügel des Feindes aus der Ferne betrachtet; sie schien ihm günstiger für seinen Plan. Schwerin und Winterfeld ritten eiligst dorthin und fanden eine Ebene, wo das Fußvolk über einen Wiesengrund gehen, Reuterei und Artillerie sich

über einen Damm ziehen konnten. Hier beſchloß man den Hauptangriff zu thun: während der rechte Flügel der Preußen dem linken des Feindes nur beobachtend gegenüber ſtände, ſollte der linke die Anhöhen von Sterbaholy überflügeln. Die Regimenter brachen auf um dorthin zu marſchieren. Sobald der Oeſtreichiſche Heerführer Brown dieſe Bewegung wahrnahm, dehnte er auch ſeinen rechten Flügel ſo weit aus als der linke der Preußen reichte. Das Gefecht begann auf dieſer Seite.

Für Schwerins ermattetes Heer waren die Mühſeligkeiten nicht geringe, der Boden der Wieſen war ſumpfiger, als man erwartet hatte, jenſeit war noch ein Hohlweg zu erſtürmen. Die Grenadiere von Schwerins Regiment drangen hinein, eine Batterie des Feindes feuerte ihnen Kartätſchen entgegen, es ſchien unmöglich den Hohlweg zu behaupten und die Grenadiere wichen zurück. Da ſtieg Schwerin vom Pferde, ergriff eine Fahne des Regimentes, und trat vor die Fliehenden. „Wer ein braver Kerl iſt, rief er, der folge mir!“ Die meiſten kehrten um, aber kaum waren ſie wenige Schritte vorgedrungen, ſo ſank ihr Führer lautlos und leblos auf ſeine Fahne nieder: fünf Kartätſchenkugeln waren ihm in Herz, Kopf und Unterleib gedrungen. Die Fahne ward aufgehoben, mit ihr, über Schwerins Leiche hin ſtürmten die Preußen weiter. Die Prager Schlacht wurde gewonnen.

Nach der Schlacht überbrachte der älteſte Neffe des Gefallenen, der als ſein Adjudant in der Nähe geweſen war, dem Könige das blutbeſpritzte Band des ſchwarzen Adlerordens, das ſein Oheim getragen. Friedrich gab das ſchmerzlich ruhmvolle Zeichen zurück, es iſt der Familie Schwerin als ein theures An-

Andenken geblieben. Den Leichnam hob man auf, ließ ihn in einem Kloſter bei Prag einbalſamiren und ſandte ihn in das Vaterland nach Wuſſeken, wo er lebend ſich ſeine Grabſtätte hatte bereiten laſſen. Zum Hüter derſelben gab ſich der Prediger der Gemeine, Eisdörfer, ein Unger von Geburt, ein kecker, rüſtiger, der Sache Preußens eifrig ergebener Mann, den innige Dankbarkeit an den Verſtorbenen band. Noch während des Krieges drangen Schwediſche Offiziere in die Wuſſekener Kirche, und öffneten den Sarg Schwerins vorwitzig, doch nicht gerade in frevelnder Abſicht; ſie wollten den Ordensſtern auf dem Kleide des Helden, den ſie ehrten, als ein Andenken mit ſich fort nehmen. Da trat ihnen Eisdörfer erzürnt entgegen und forderte ſie auf, dem ehrenvoll Gefallenen ſein Ehrenzeichen zu laſſen, und wenn es ſie gelüſte nach Orden, ſolche zu verdienen. Und die Offiziere zogen ſich ſchweigend zurück.

So wachte dankbare Treue an der Gruft des Verſtorbenen; in Schwerinsburg, wo er ſeine friedlichſten Tage gelebt, wo er mit Luſt und Umſicht ſeine Aecker gebaut hatte, ließ ſpäterhin der jüngſte ſeiner Bruderſöhne ſein Bild mit den Attributen des Landmannes aus Stein hauen; in der Hauptſtadt des Reiches, für welches er geblutet, errichtete König Friedrich ſein Standbild auf dem Wilhelmsplatze, vorſchreitend, die Fahne in der Hand.

Ludwig Giesebrecht.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.